

Wöchentlich erscheinen drei Nummern, Prämumerationspreis 22¹/₂ Sgr. (2¹/₂ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

Magazin

für die

Man pränumecirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staatszeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Strasse Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlthät. Post-Remtern.

Literatur des Auslande.

N^o 4.

Berlin, Montag den 9. Januar

1837.

Frankreich.

Jean Guérin am Hofe Napoleon's.

Aus dem Leben dieses Künstlers, von Louis Levrault.

In einem eleganten Boudoir des Palastes der Tuilerien, dessen blaue Atlas-Tapete reich mit goldenen Adlern verziert war, beendete eben ein Maler in Hofkleidung das Portrait einer Dame, die nachlässig auf einem Divan von kostbarem Indischen Kaschmir saß. An ihren Zügen, die noch sanft und lieblich waren, obgleich der Reiz der ersten Jugend sie verlassen, an dem Schmachten ihrer großen schwarzen Augen, an ihrem kreolischen Teint, dessen glühende Farben noch von dem Hauch einer tropischen Luft belebt zu seyn schienen, vorzüglich aber an der seltenen Grazie, die über jede ihrer Bewegungen ausgegossen war, hätte wohl das ganze Europa der damaligen Zeit eine Herrscherin, die Kaiserliche Gemahlin des Helden unseres Jahrhunderts, Josephine, den guten Genius Napoleon's, erkannt! Mit dem Künstler sich unterhaltend, fragte sie ihn wegen ihrer Toilette um Rath, versuchte mit anmuthiger Koketterie, ob diese oder jene Blume sie besser kleide, ob das in dem Feuer von hundert Schlachten geschmiedete Diadem einen Theil der Stirn bedecken oder sie ganz frei lassen sollte — als sich plötzlich die Thür des Boudoirs öffnete und der Kaiser eintrat. Er setzte sich neben Josephine auf's Sopha, flüsterete ihr einige Worte zu und neigte dann den Kopf über die Schulter des Malers, um das Portrait zu betrachten.

Wie groß mußte Napoleon's Erstaunen seyn, als Jean Guérin schnell mit seiner Hand das Miniatur-Bild bedeckte und mit Künstlerstolz sagte: „Verzeihen Ew. Majestät, ich lasse meine Gemälde nur dann erst sehen, wenn sie ganz vollendet sind.“ — „So machen Sie bei mir eine Ausnahme“, erwiderte der Kaiser mit freundlicher Stimme. — „Ich muß es Ihnen abschlagen, Sire... Auch die Maler haben ihre Koketterieen.“

Napoleon bestiebt indessen darauf, und von dem hartnäckigen Widerstand des Malers aufgebracht, ruft er endlich mit der Herrscher-Stimme des Kaisers: „Ich will es!“

Bei diesen Worten, vor denen halb Europa erzitterte, wenn derselbe Mund sie aussprach, blieb Jean Guérin unbeweglich; die ausgestreckte Hand bedeckte noch immer das Portrait, und — der Kaiser gab nach. Lächelnd sagte er, indem er das Zimmer verließ: „Ich räume Ihnen das Schlachtfeld, Herr Guérin!“

Am andern Tage ward der Maler von dem Hof-Marschall Duroc nach den Tuilerien beschieden. Er sollte ein neues Portrait beginnen; — es war das des Kaisers.

.... Guérin wurde im Jahre 1760 in dem Straßburger Münz-Gebäude, wo sein Vater als Graveur angestellt war, geboren. Sein erster Lehrer, Huin, war damals als Pastell-Maler berühmt; Guérin's vorzügliche Arbeiten in diesem Fache zogen bald die Aufmerksamkeit des Gouverneurs vom Elsaß, Herrn von Contades, und die vieler anderer vornehmer Herren auf sich; der junge Künstler ward nach Paris geschickt, um sich in der Malerei zu vervollkommen und sein Glück zu versuchen. — Er blieb dort nicht lange unbemerkt.

Die Pastell-Malerei war damals schon aus der Mode gekommen, und der berühmte Augustin hatte der Miniatur-Malerei, dieser jetzt gänzlich entbrannten Kunst, einen mächtigen Schwung gegeben. Ein sprechend ähnliches Bildniß der Frau von Maignon, der Tochter des Premier-Ministers, Barons von Breteuil, brachte Guérin in Mode, und Alles, was in Paris Anspruch auf seinen Ton und Vornehmheit machte, wollte sich nur von ihm malen lassen. — Wie eine Flamme, die dem Verlöschen nahe ist, noch einmal hell auflodert, ehe sie erlischt, so strahlte auch um diese Zeit die ehemalige Aristokratie in ihrem schönsten Glanze. Unbekümmert um die Zukunft, beschäftigte sich der Französisch Hof mit den schönen Künsten und Festen, tanzt über dem schon halb geöffneten Abgrund der Revolutionen, und gleich den Opfern, die man schmückt, ehe sie zum Tode geführt werden, wandten sich die Frauen Blumenkränze durch die vielleicht einst von der Guillotine durchschnittenen Locken. — Die Königin Marie Antoinette interessirte sich für den jungen Straßburger Künstler. Zwischen zwei Wällen und zwei Festlichkeiten in Trianon ließ sie sich von ihm malen; und von dieser Zeit an wurde Guérin der Liebling, der tägliche Gast der berühmtesten wie der vornehmsten Bewobner der Hauptstadt.

Während dieser glänzendsten Epoche seiner Laufbahn knüpfte er ein inniges Freundschafts-Bündniß mit Kleber. Sie waren in Straßburg Spielgefährten gewesen, und Kleber war nach Paris gekommen, um sich in der Bildhauerkunst, wie Guérin in der Malerei, zu vervoll-

kommen. Diese anscheinende Gleichheit der Bestrebungen brachte sie noch näher zusammen, und bald wurden sie unzertrennliche Freunde. Aber eines Tages machte sich Kleber auf, um in Oesterreichischer Uniform gegen die Türken zu Felde zu ziehen. Zehn Jahre später wurden sie auf's neue vereinigt; der Bildhauer hatte dem Helden der Republik Platz gemacht; aber der Maler fand seinen Kleber dennoch unverändert wieder.

Nach dem 10. August verbannt, flüchtete Guérin zuerst nach Straßburg, um unter dem väterlichen Dache Schutz zu suchen. Dort machte er Desaix's Bekanntschaft, und bald zählte Kleber's Liebling einen Helden mehr unter seinen Freunden. Als Monnet, der Maire von Straßburg, den Befehl erbalten hatte, Guérin festzunehmen, rettete ihm Desaix die Freiheit und wahrscheinlich auch das Leben; er steckte ihn in Soldaten-Kleider, nahm ihn mit sich zu den Vorposten und half ihm in das Schloß Ittenwiller, nahe bei Andlau. Dieses gehörte damals derselben Familie, in deren Mitte Guérin vierzig Jahre später seine letzten Tage verlebte. Der Künstler blieb bis nach der Schreckenszeit in Ittenwiller verborgen.

Endlich schienen für Frankreich glücklichere Tage anzubrechen, und Guérin konnte sich auf's neue den Künsten weihen. Er kam nach Paris zurück und ward durch die Verwendung mehrerer berühmter Generale von dem Direktorium, wenn auch nicht beschäftigt, doch geduldet. Sein Ruf verbreitete sich jetzt weit und breit; Kleber's Bildniß erschien um diese Zeit, von ihm gemalt, und war so vortrefflich, so sprechend ähnlich, daß es die Aufmerksamkeit Bonaparte's, der damals mit den Vorbereitungen zur Expedition nach Aegypten beschäftigt war, auf sich zog; er ließ den Künstler darum bitten und behielt es mehrere Tage auf seinem kleinen Zimmer in der rue Chantenoise. Nach diesem Portrait sind alle später erschienene Bildnisse Kleber's kopirt worden.

Guérin's Manier hat sich immer vor der der beiden anderen großen Meister in der Miniatur-Malerei ausgezeichnet; viele Kenner behaupten, daß Augustin sauberer in der Ausführung und Zabeu energischer, aber weniger korrekt gewesen sey. Während des Kaiserreichs waren Zabeu und Guérin Hofmaler, und Jeder von ihnen hatte seine entschiedenen Anhänger und Gegner. Die Meisten, Napoleon an der Spitze, zogen Zabeu vor, aber die Kaiserin und ihre Hofdamen protegirten Guérin und liebten nur seine Manier. Wir haben gesehen, mit welchem Muthe er seine Künstler-Unabhängigkeit zu verteidigen wußte. Diese wohlbekannte liebenswürdige Dreistigkeit, mit der er immer auf die feinste Art und unter allen Formen des höheren Gesellschafts-Tons seine Unabhängigkeit zu erhalten suchte, trugen vielleicht eben so viel, wie sein Talent, dazu bei, ihn bekannt und berühmt zu machen. Er malte stets in seinem Hause und machte nur bei dem Kaiser und der Kaiserin eine Ausnahme von dieser Regel. Was die Prinzen der Kaiserlichen Familie und die fremden regierenden Häupter betrifft, welche damals nach Paris kamen, so mußten sie, wie einfache Privatleute, den Maler in seiner Wohnung auf dem Quai Voltaire aufsuchen und ihm dort sitzen. Seine liebenswürdige, geistreiche Unterhaltung verließ übrigens diesen Sitzungen einen seltenen Reiz, und oft besuchten ihn die hohen Modelle noch, nachdem das Portrait vollendet war, um mit dem Künstler sich zu unterhalten. So ward Guérin, fast ohne es zu wollen, in mehrere galante Intriguen jenes jungen militairischen Hofes, welcher die seinen Sitten mit der Ungebundenheit und Zügellosigkeit eines Feldlagers vereinigte, eingeweiht. Wahrlich, Niemand hätte wohl leichter als er seinen Beitrag zu der Chronique scandaleuse aus der Kaiserzeit liefern können; aber Guérin's Redlichkeit verbot ihm jede Indiscretion, und wenn seine Freunde in ihn drangen, daß er ihnen auch nur die kleinste unbedeutendste Einzelheit aus seiner Künstler-Laufbahn mittheilen möge, wenn sie ihn mit Fragen über Dinge, die ihm allein bekannt waren, beschränkten, erwiderte er ihnen lächelnd: „Ein Miniatur-Maler ist wie ein Notar oder Beichtvater; die Pflichten seines Standes erheischen tiefes Stillschweigen von ihm.“

Die folgende Anekdote, die er gern zu erzählen pflegte, möge dazu dienen, den Charakter eines Helden jener Zeit, in Bezug auf diesen Gegenstand, recht treffend zu schildern.

Joachim Murat, dieser Husar, der sich durch seinen Säbel zum König von Neapel emporgeschwungen hatte, besuchte den Maler Guérin, um sich portraituren zu lassen. „Wie viel Portraits, glauben Sie wohl, habe ich von Ihnen schon?“ fragte der König im Laufe des Gesprächs unseren Guérin. „Sire, ich hatte bis jetzt noch nicht die Ehre, für Ew. Majestät zu arbeiten.“ — „Nah, Sie wissen freilich nichts davon, offiziell ist es das erste Mal, aber ohne daß Sie es vermuteten, haben Sie schon oft für mich gemalt. Erinnern Sie sich nicht noch gestern der kleinen Herzogin von ...?“ (Jean Guérin nannte den Namen nie-

male.) Nun, ich will Ihnen eine angenehme Ueberraschung bereiten, Sie sollen morgen alle meine von Ihnen gemalte Portraits sehen.“

Am anderen Morgen kam der König von Neapel, von einem Offiziere begleitet, der ein elegant gearbeitetes, vergoldetes Kästchen unter dem Arme trug, zur zweiten Sitzung. Nachdem er das Kästchen mit einem kleinen goldenen Schlüssel geöffnet hatte, schüttete er den Inhalt desselben auf den Teppich hin, und zu den Füßen des erstaunten Malers rollten wohl zwanzig Medaillons, die sämtlich Bildnisse von Damen enthielten. Erkennen Sie dieses, Herr Guérin, ist Ihnen jenes bekannt, sind sie nicht alle von Ihnen gemalt? rief Murat, indem er mit der Spitze seines Fußes ein Bild nach dem anderen bezeichnete. „Mein lieber Guérin, so oft Sie eine hübsche Hofdame malen, können Sie dreist wetten, daß es für mich ist.“ — Dann entfernte sich der erhabene Herr, ohne sich um die auf dem Teppich umhergestreuten Liebespfänder zu kümmern. So schnell wie möglich packte Guérin die Portraits wieder in das Kästchen, dieses Depositorium so vieler Familien-Geheimnisse, verschloß es sorgfältig und schaffte es in den Palast des Königs zurück.

Ehe ich diese Notiz über einen durch seine geistigen Eigenschaften, wie durch sein Talent, ausgezeichneten Mann schließe, muß ich noch eine Anekdote erzählen, die, wie die vorhergehende, vielleicht dazu dienen wird, einen berühmten Feldherrn näher kennen zu lernen.

Am Abend vor dem 18. Brumaire war Jean Guérin in der Oper und begegnete in einem der Korridore dem damaligen Kriegs-Minister B., dessen Bekanntschaft er durch Kleber gemacht hatte, und der gern mit dem Maler über den Hof von Versailles, Marie Antoinette und das ancien régime überhaupt plauderte. In diesem Abende schien B. sehr bewegt und aufgeregter; er nahm Guérin's Arm, und ohne ein Wort zu sagen, fing er an, mit großen Schritten den Vorfaal auszumessen. „Was ist Ihnen, General?“ fragte der erstaunte Maler. „Was mir ist?“ rief B. auffahrend mit seinem scharfen Gaecognischen Accent; wissen Sie nicht, daß es mit der Republik aus ist? es existirt ein böllisches Komplot. . . . Morgen wird der Korps das Direktorium niederlegen. Aber ich kenne meine Pflicht, und wir werden sehen!“ Guérin kehrte in voller Angst nach Hause zurück und erwartete am anderen Tage ganz Paris unter Waffen und Bonaparte und den Kriegs-Minister im Kampfe zu sehen. Aber am anderen Morgen wurde die Hauptstadt nur durch die Bewegung der Truppen, die, wie zu einer Revue, mit dem Gewehr im Arm, manövrierten, gestört; kein General zeigte sich, um die Republik zu verteidigen, und als am Abend unser Künstler nach der Oper kam, wo der neue Cäsar erwartet wurde, war die erste Person, die er in der Gruppe der Stabs-Offiziere, welche Bonaparte umgaben, bemerkte, General B., der Ex-Minister des Direktoriums. Er mischte seinen Freudentum mit dem Jubelgeschrei des Volkes und rief lauter als alle Andere: „Es lebe der erste Consul!“

Nachdem Jean Guérin 30 Jahre in Paris gelebt, die merkwürdigen Begebenheiten jener denkwürdigen Zeit an ihm vorübergerauscht waren und er fast alle berühmte Männer dieses halben Jahrhunderts kennen gelernt hatte, wollte er sich nach der Heimat seiner Jugend zurückziehen; die Erinnerungen an seine Kindheit zogen ihn mächtig nach diesem Orte, wo ihn eine Familie, die er schon in seiner Jugend lieb gewonnen hatte, mit herzlichster Freundlichkeit aufnahm. Wie ein Vater von seinen gütigen Wirthen in Obernai verehrt und beweint, starb er in ihrer Mitte, im Alter von 76 Jahren.

Cazotte.

(Fortsetzung.)

Noch habe ich von der zweiten Tochter nicht gesprochen, obwohl ich, Gott sey mein Zeuge, gerade diese am allerwenigsten vergessen habe. Sie hieß Angelika und war ungefähr drei Jahre älter als Alara. Sie war an Gestalt und Gesichtszügen den übrigen Gliedern der Familie ganz unähnlich; ja, sie war in ihrem ganzen Wesen etwas Anderes, als Mädchen gewöhnlich sind, und von jeher hat es wohl wenig Weiber auf Erden gegeben, die ihr gleichen. Eben so freundlich und gut, eben so herzlich und treu gesinnt, wie ihre Aeltern und Schwestern, trugen alle ihre Empfindungen einen ernstern, erhabeneren und wärmeren Ausdruck. Ihr Geist zeichnete sich durch die feinste, zarteste Wahrnehmungs- und Auffassungsgabe, ihr Herz durch die größte Innigkeit und Fülle der Empfindungen aus. In Worten sprach sie wenig, aber aus ihren schwärmerischen Augen leuchtete eine höhere Beredsamkeit, wenn ihre Seele innerlich Zwiegespräch mit den zartesten und edelsten Empfindungen und Gedanken hielt. Ihr Gemüth verbreitete seine lautlose, aber mächtige Einwirkung im ganzen Kreise ihrer Umgebung, es war eine Art von geheimnißvoller geistiger Atmosphäre um sie, wodurch sie sich uns mittheilte, und nur ein Fremder oder Gefühlloser hätte dieses Schweigen des gemüthlichen Verständnisses durch laute Worte und Fragen unterbrochen. Nur das in seinem heiligen Glauben aufgewachsene Gemüth, nur die an der Religion gefängte und genährte Phantasie ist eines solchen innigen Verkehrs im Gebiete der höheren Geistigkeit fähig, nur ihr offenbaren sich die überirdischen Stimmen, deren Laut vergeblich an das Ohr der gröber organisirten Creatur schlägt. Ein gläubiger Grieche aus alter Zeit würde in Angelikens Gestalt die schützende Gottheit des Familienheerdes erblickt haben, und so erinnerte auch ihr Name daran — glaubet ja nicht etwa, daß ich ihn erfonnen hätte, damit mein Märchen um so besser klänge; ich erzähle Euch eine wahre Geschichte — ihr Name erinnerte daran, daß sie wie ein Engel des Himmels zu Schutz, Freude und Trost unter den Irigen einherzuwandeln schien. Auch sah sie ganz so aus; ein hoher, schlanker, biegsamer Wuchs, Gesichtszüge voll Adel und Anmuth, ein unbeschreiblich süßes und doch ernstes Lächeln um die Lippen, der Ton ihrer Rede weich und einschmeichelnd, wie eine fern durch die Nacht tönende Musik. Wunderdich nicht, wenn die Erinnerung an dieses Mädchen noch heute

meinen Ausdrücken einen Anstrich poetischer Begeisterung verleiht; denn wie gesagt, in ihrer Nähe, in ihrer Atmosphäre verklärte sich Alles zu Poesie, und die Entzückung, der Enthusiasmus, die glühenden Herzens-Regungen des Jünglings sind noch heute in der Erinnerung des Greises nicht ganz erloschen; habet daher noch eine Weile Geduld, daß ich mich in den schlichten Ton eines Erzählers am traulichen, abendlichen Kaminfeuer wieder hineinfinde.

Es war nicht Fröhlichkeit, nicht ein Gefühl zufriedenen Glückes, was Angelikens Gesellschaft, ihr Anblick, ihre Rede in mir zu Wege brachte, vielmehr eine lang nachlingende ahnungsvolle Traurigkeit, von deren Grund ich mir keine Rechenschaft geben konnte. Noch heute weiß ich's nicht. Es war wie eine wehmüthig träumende Erinnerung, wie eine dem Gemüth aus nächstlicher Ferne sich aufdringende Mahnung an die Flüchtigkeit, an die Nichtigkeit des süßesten Glückes; es war wie der dange, tief aufquellende Zweifel, der mit ahnender Unruhe den Genuß jeder gegenwärtigen Freude verbittert. Ja, wenn ihre Gestalt sich plötzlich unter einer höheren Eingebung belebte, wenn eine tiefe, innerste Aufregung ihren Busen hob, wenn ihre blendend weiße Stirn, die bleiche Wange in höherer Färbung erglänzte, wie parte Wolken, wenn die Sonne dahinter tritt, wenn ihr die leisen, abgebrochenen Worte auf der flüsternden Lippe verhauchten, wie eine Harfe unter den ruhenden Fingern den letzten, leisen, sterbenden Klang ihrer Saiten ausstübt, dann fühlte ich mich von einer tiefen, unnenndbaren Angst ergriffen, wie sie den verirrteten Wanderer überfallen muß, wenn der letzte ferne Lichtschein, wonach er seine Schritte richtete, auslircht. Ich fürchtete und wagte nicht, den Gedanken laut werden zu lassen, Angelika möchte so auslöschen und uns entschwinden. Schien sie doch mit der irdischen Natur unser Aller so wenig gemein zu haben, als hätte sie nur aus Liebe und Zärtlichkeit zu den Irigen sich dieses Band des körperlichen Daseyns aufgelegt, und als könnte sie's in jedem Augenblick lösen und zu ihrer Heimat zurückkehren. Kennt Ihr den leisen, halben Schlaf, wo der Gedanke in träumerischen Stillstand gemiegt ist, aber sich noch nicht in Schlummer verloren hat; hat Euch dann ein schwanker, düstiger Traum ein helles Bild, eine glänzende, beseligende Erscheinung vorgezaubert, die Ihr gern mit aller Sehnsucht festhalten möchtet, und Ihr fählet doch, wie die süße Täuschung vor Euren ohnmächtig ausgestreckten Armen ohne Hoffnung der Wiedertekehr verschwindet; dann verwehret Ihr Euren Gliedern die leiseste Regung, Ihr haltet den Hauch Eures Athems zurück, damit Ihr ja nicht aus der Täuschung erwachet, die Euch so freundlich wiegt, damit Ihr den zauberischen Wahn nicht an die arme und kalte Wirklichkeit verliert; — habt Ihr das je an Euch selbst erfahren, und ist es lebendig in Eurer Vorstellung, nun, so habt Ihr eine Ahnung davon, wie mir in Angelikens Gegenwart zu Muth war.

Ich liebte sie, wie ich sie lieben durfte; meine Liebe war ein Traum, der Hauch des Athems meiner Seele, eine duftige Illusion, die sich dem Bewußtseyn wieder entzog. Nie hatte ich in ihrer Nähe eine trügerische Hoffnung in mir keimen lassen, nie hatte ich mich in den Wahn eingewiegt, sie einst mein Weib zu nennen. Die Aeltern sahen es anders an. Zwar waren sie viel reicher als ich, aber sie hatten mich so aufrichtig und herzlich lieb, daß der Unterschied des Vermögens in ihnen und in meinen Augen etwas ganz Nichtiges war. Ich war im Hause der tägliche Gast, ich war ihnen unentbehrlich geworden, ich blieb nur ihr lieber Jacques. So freundlich fühlte ich mich von diesem vertrauten Verhältnisse zur Familie angezogen, daß das ungesättigte, phantastische Verlangen meiner ersten Jugend nach Reisen und Abenteuer ganz in mir zum Schweigen gebracht war. Daß die guten Aeltern seiner besonders klugen Anstalten und Einleitungen bedurften, um meine Zuneigung zu Angeliken aufzuforschen, das könnt Ihr Euch leicht denken; nicht nur hatte ich keinen Grund, sie ihnen zu verheimlichen, sondern ich verrieth sie alle Augenblick durch die naivsten Ausbrüche meiner Herzensbegeisterung. Warum hätte ich auch ein Geheimniß daraus machen sollen? Meine Liebe war mehr als Leidenschaft, sie war eine Verehrung, eine Anbetung. Herr und Frau Labrousse aber mit ihrem schlicht natürlichen Verstande, mit ihrer nüchternen und ruhigen Ueberlegung waren freilich nicht im Stande, am Charakter meiner Liebe eine so feine Nuance zu unterscheiden, die auch wohl einem besseren Beobachter entgangen wäre, ja, deren ich selbst in manchem Momente mir nicht bewußt war. Sie erklärten sich meine Scheu als bloße Furchtsamkeit und Zurückhaltung, die ich vielleicht wegen meiner geringeren Vermögensumstände und wegen des Mißlingens meiner auf die Protection vornehmer Götter gebauten Pläne als Pflicht ansähe. Mit einer Herzensgüte, mit einer großmüthig zuvorkommenden Offenheit, von der die Beispiele seit der Zeit, da die Menschheit ihre patriarchalischen Zeltwohnungen mit dem civilisirteren Aufenthalt in Städten vertauscht, gewiß von Tage zu Tage seltener geworden, entschlossen sich die beiden guten Alten, den ersten Schritt zu thun und meiner Werbung mit ihrem Anerbieten entgegen zu kommen.

Wer schildert meine Freude, meine Ueberraschung, meine Wonnetrunkenheit. Mir schwindelte im ersten Augenblick, als ob ich um den Verstand käme; alle meine Gedanken verwirreten sich bei der ersten Ansicht auf ein so unverhofftes, überschwengliches Glück. Die Thränen stürzten mir aus den Augen, und die guten Alten weinten vor Freunden mit mir; sie waren so glücklich, mich glücklich zu sehen.

Endlich kam der Augenblick heran, wo das, was zwischen uns vorläufig verabredet worden, Angeliken selbst in allem Ernst und in aller Form eröffnet werden sollte. Ein Zittern überfiel mich; mein Herz pochte in mir mit mächtigen Schlägen, als wollte es mir die Brust dehnen und sprengen. Beinabe hätte ich gewünscht, tausend Meilen davon zu seyn! Oder wäre doch nur ein Besuch, irgend ein unvorhergesehener Zufall dazwischen gekommen, daß die Eröffnung sich hätte verschieben lassen. Ich fühlte mir nicht den Muth, Angeliken in die Augen zu sehen, denn ich ahnte wohl, ihr erster Blick würde mein Schicksal entscheiden. Endlich doch entschloß ich mich. Sie sah an

diesem Tage blaffer als gewöhnlich aus, und je näher sie im Laufe der Rede von den Absichten ihrer Kellern unterrichtet wurde; in desto tieferes Nachdenken schien sie zu versinken.

Pfötzlich strich sie, wie aus einem Traum aufwachend, mit der Hand über die Stirn. „Ich bitt' Euch“, sprach sie mit sanfter, aber fester Stimme, „sprecht mir nicht mehr davon.“ Darauf neigte sie ihr Haupt zu mir und schloß meine zitternde Hand in die ibrige. „Ich habe Jacques lieb“, sprach sie, „ach ja, wenn ich weiß, was Liebe heißt, ich liebe ihn von Herzen. Wenn ich wählen dürfte, ich hätte keinen Andern gewählt, als ihn. Aber ich darf nicht, nein, ich werde nie die seinige werden, ach nein, niemals.“

Ich war verstummt. Ihre Worte setzten mich nicht in Verwirrung, nicht in Verzweiflung, nicht einmal in Erstaunen. Im Gegenteil, mir war zu Muthe, wie Einem, der sich aus tiefer und schmerzlicher Bängigkeit losgerungen hat. Es wäre vergeblich, Euch meinen Zustand und meine Stimmung in jenem Moment beschreiben zu wollen; kaum mit Gedanken läßt es sich fassen. Angelika's Antwort, so außerordentlich, so unbegreiflich sie erschien, war doch ganz so, wie ich sie vorher geahnt hatte.

Ihrem Vater aber war das minder begreiflich. „Was sagst Du da“, rief der gute Alte, was soll das heißen? Du hast ihn lieb und magst ihn doch nicht haben? Was ist das für eine verkehrte Laune?“

„Eine Laune?“ erwiderte Angelika mit trauriger und nachdenklicher Miene, „eine Laune, sagst Du? Freilich wohl, Du kannst es Dir nicht anders denken; ich liebe ihn, und doch kann ich seine Braut nicht sehn. Mein Herz ist frei, ach nein, es hängt an ihm, und doch muß ich ihm Herz und Hand versagen. Es ist ein Geheimniß, ein unbegreifliches, nicht wahr? und doch, wer weiß, vielleicht ein Wahn, ein recht thörichter Wahn. Habt Mitleid mit mir; ich werde irre, ganz irre an mir selbst. Betrügt sich denn mein Herz? O, wenn es doch noch seyn könnte, wenn es möglich wäre! Hört“, — und hier wurden ihre Bewegungen und ihre Blicke von neuer Lebhaftigkeit verklärt, — „hört, was ich Euch sage.“ Sie hielt wieder inne. „Mein doch, nein, ich sage nichts für gewiß. Was habe ich Euch gesagt? — es trifft vielleicht nicht ein. Ach Gott, ich hätte ja auch gern ein Glück, eine Hoffnung, eine Zukunft; ich möchte ja gern leben. Seht, künftig einmal, wenn wir dann noch Alle hier zusammen sind, wollen wir wieder davon sprechen; — wenn die Madame Lebrun gestorben seyn wird, — drei Monate nach ihrem Tode wollen wir wieder davon sprechen.“

„Was, drei Monate nach dem Tode der Madame Lebrun?“ — so unterbrach Herr Labrousse die Reden seiner Tochter mit einem Ansehn, mit einer Ungebuld, die sonst gar nicht im Charakter des alten Mannes lag. „Was soll das heißen, drei Monate nach dem Tode der Frau Lebrun? Was in aller Welt hat die Frau Lebrun im Leben oder im Sterben mit der Verheirathung meiner Tochter zu schaffen? — Ich will ihr aus christlicher Nächstenliebe alles Gute wünschen, aber sonst, ob sie lebt oder stirbt, was soll das Dich und mich angehen? — Was machst Du Dir da für Gedanken, Kind? Wer weiß denn, wann Frau Lebrun sterben wird, wer weiß denn, ob sie sterben wird?“ — Angelika lächelte vor sich hin.

Von der Madame Lebrun hatte ich bisher höchstens zwei oder drei Mal, und nur ganz im Vorbeigehen, reden hören. Die Dame war gewaltig hoch bei Jahren und wohnte in Herrn Labrousse's Hause in der zweiten Etage. Madame Labrousse mit ihren Töchtern pflegte einen Abend in jeder Woche der alten Frau Gesellschaft zu leisten; Angelika jedoch ging öfters allein hinaus, und wenn sie herunterkam, so war manchmal — das hatte ich wohl bemerkt — ihr ganzes Wesen in einer Spannung und Alirung, die sich auch in ihren anmuthigen und lieblichen Zügen ausdrückte. Diese Wahrnehmung hatte mir zeither von keiner besonderen Wichtigkeit gehalten, jetzt fiel sie mir plötzlich wieder aufs Herz.

(Schluß folgt.)

England.

Geschichte des Schwarzen Prinzen.

Die Schlacht bei Poitiers. 1356.

(Schluß.)

Unterdessen waren die Franzosen allmählig vorgeedrungen; es mußte einen glänzenden, obwohl schmerzlichen Anblick gewähren, als dieses gewaltige Heer zum Angriff anrückte. Während indeß der Decan der hin und her wogenden Helmbüsche den Hügel hinaufstürmte und jene kleine Schaar der Engländer fortzureißen drohte, stand der in voller Jugendblüthe strotzende Schwarze Prinz, von Eifer und Heldenmuth belebt, in der Mitte seiner Ritter und sprach in demselben festen Tone, in dem er den Tag zuvor erklärt, daß England nie ein Lösegeld zu zahlen haben werde, nunmehr die Hoffnung auf den Sieg aus.

„Liedwerthe Herren“, rief er, indem er auf den Feind hinwies, „sind wir auch der Zahl nach nur wenig in Vergleich mit der gewaltigen Macht des Feindes, so laßt uns darum doch nicht muthlos seyn; denn wahrlich, nicht die Menge, sondern Gott verleiht Sieg und Kraft. Wenn Er will, daß der Tag unser sey, so wird der höchste Ruhm dieser Welt uns zu Theil werden. Bleiben wir aber, nun, so habe ich einen edlen Vater und zwei tapfere Brüder, und Ihr habt Jeder von Euch einen Freund, die uns wohl rächen werden. So bitte ich Euch denn, nehmt Euch recht zusammen für den heutigen Tag, und wenn es Gott und dem heiligen Georg gefällt, so werde auch ich weinerseits das thun, was einem tapferen Ritter geziemt.“

Ebandos und Audley wurden nun, als die tapfersten und erfahrensten Krieger, von dem Prinzen auserwählt, ihm während des Gefechts mit ihrem Rathe beizustehen. Audley meinte aber, daß er seit langer Zeit das Gelübde gethan, in jedem von dem Könige von England oder

einem seiner Söhne befehligen Treffen der Erste unter den Kämpfern seyn zu wollen. Gegen einen so ritterlichen Entschluß hatte der ritterliche Befehlshaber nichts einzuwenden, und Audley stellte sich sofort, in Begleitung vier auserlesener Ritter, an die Spitze des Heeres. Nicht weit von ihm entfernt sah man ebenfalls im Vortrabe der Englischen Armee den Sir Eustaz von Ambrecicourt zu Pferde, gleich Audley vor Begier berrend, sich im Gefechte auszuzeichnen.

Das Französische Heer rückte nun im langsamen gemessenen Schritte gegen den Prinzen von Wales heran. Die dreihundert auserwählten, die kräftigsten Krieger reitenden und mit stählernen Rüstungen bedeckten Krieger eröffneten den Marsch unter dem Befehle der Marschälle von Audobam und Clermont, während ein starkes Corps Deutscher Reiter unter den Grafen von Nassau-Saarbrück und Nidau im Schritte bereitkam, um die zur Durchbrechung der feindlichen Schützenlinie bestimmte Abtheilung zu unterstützen. Den aus 16.000 Mann bestehenden rechten Flügel der Französischen Armee befehligte der Herzog von Orleans; eine gleiche Anzahl rückte am linken Flügel unter dem Commando des Dauphins und seiner beiden Brüder heran, während der König Johann selbst den Nachtrab unter dem Banner der Dreiflamme anführte.

Die die Elite bildenden dreihundert Mann erreichten bald den engen Pfad zwischen den Hecken, setzten ihre Pferde in Trab und suchten so schnell als möglich in die eggenförmig aufgestellte Schützenlinie einzudringen, um den Bogenschützen zu entgehen, von denen sie wohl wußten, daß sie an jeder Seite des Hügels aufgestellt seien. Aber in dem Augenblicke, in dem sie zwischen die Reihen gerathen waren, ließen die Englischen Bogenschützen einen solchen Strom von Pfeilen auf sie herabregnen, daß Alles auf ein Mal in Unordnung und Verwirrung gerieth. Die Pferde bäumten und stürzten unter den von Todespfeilen getroffenen Reitern; die Leichname dieser Gefallenen selbst versperrten den Uebrigen den engen Weg, auf dem sie vordringen wollten. Trotzdem gelang es einer bedeutenden Anzahl, diese Hindernisse zu besiegen und sich der vordersten Schützenlinie zu nähern. Aber in diesem Augenblicke wurden sie von Audley empfangen, der sich mit seinen vier Rittern in die dichtesten Reihen der Feinde stürzte und während des ganzen Tages immer allein vorwärts drang, ohne sich an die übrige Heeresmacht zu kehren. Seine erste Wunden war die Außerkeimung des Marschalls von Audobam, den er im Handgemenge verwundet zu Boden streckte. Audley selbst gab sich jedoch nicht damit ab, Gefangene zu machen, sondern überließ den Gefallenen einem Andern und suchte sich immer weiter durch die dichtesten Reihen des Feindes Bahn zu machen, bis er endlich spät am Tage fast vor den Thoren von Poitiers, mit unzähligen Wunden bedeckt im Blute schwimmend, von den vier getreuen Rittern, die ihn während des ganzen Tages nicht verlassen hatten, vom Felde hinweggetragen wurde.

Nicht so glücklich war Sir Eustaz von Ambrecicourt, der, auf die Deutsche Reiterei, welche den Heereshaufen der Marschälle deckte, losprengend, mit einem Ritter zusammengeriet, der ihm selbst entgegengejogen war, und bevor er noch einen kleinen über denselben erlangten Vortheil benutzen konnte, wurde er bereits von vier anderen Lanzen zu Boden gestreckt und mit Stricken gebunden auf einen feindlichen Waggewagen geschleppt.

Unterdessen setzten die Englischen Schützen ihren Pfeilregen gegen den Heereshaufen der Französischen Marschälle ununterbrochen fort; die Streitröffe wurden mit jedem Augenblicke wilder, und die schwerbewaffneten Engländer drangen durch die in der Schützenlinie vorsätzlich gelassenen Lücken, um den vorgedrungenen Feind zurückzureißen; der ganze Hohlweg war ein Schauplatz des schrecklichsten Blutbades; die in Unordnung durch die Gebüsche zurückgetriebenen Ueberreste der Elite brachten nur Verwirrung in die nunmehr vorrückende Abtheilung des Dauphins, Herzogs der Normandie. In demselben Augenblicke stürzte der Hauptmann von Buch aus dem Versteck, in dem er hieher gelegen, hervor und feuerte auf den linken Flügel des Dauphins, der bereits durch den unordentlichen Rückzug des Heereshaufens der Marschälle in einige Detourne gebracht worden war. Die Verwirrung in der Fronte, das Feuern der Engländer auf die Flanke, die Unmöglichkeit, zu sehen, was eigentlich vorgegangen, und das ausgepresste Gerücht, daß ein Theil des Heeres bereits geschlagen sey, verbreiteten in den hinteren Reihen der Abtheilung des Dauphins allgemeinen Schrecken, und ganze Schaaeren, die noch kein Schwert gegen den Feind gezückt, suchten in aller Eile ihre Rosse und flohen davon. Nunmehr begannen auch die Schützen zu Pferde, die dem Englischen Hauptmann folgten, ihren Pfeilregen auszuströmen. Das scharfe Auge des John Ebandos bemerkte bald eine Lücke in der feindlichen Linie; sofort wandte er sich zum Schwarzen Prinzen und rief: „Nun, Sire, reitet vorwärts, und der Tag ist Euer! Laßt uns nun rechts auf den König von Frankreich hinstellen; denn hier muß sich das Schicksal des Tages entscheiden.“

„Nur vorwärts, John Ebandos!“ erwiderte der Prinz; „Ihr sollt mich keinen Schritt rückwärts, vielmehr immer vorwärts kommen sehen. Hier, haltet meinen Banner in die Höhe! Im Namen Gottes und des heiligen Georg!“

Nunmehr setzte sich auch der Theil des Englischen Heeres, der bisher den Hügel besetzt gehalten, zu Pferde und drang mit eingelegten Lanzen auf den Feind ein, während der Hauptmann von Buch schlenngig vorrückte, um sich der Hauptmacht anzuschließen. Diesen beiden Abtheilungen standen aber die ganze Deutsche Reiterei, die bereits durch die Flucht schrecklich verhäutete Abtheilung des Dauphins und ein Corps unter dem Connetable von Brienne gegenüber. Der erste Angriff der Engländer war gegen die Deutschen, den wiedergesammelten Heereshaufen der Französischen Marschälle und das von dem Connetable befehligte Corps gerichtet. In einem Augenblicke hatte sich sämtlicher feindlicher Abtheilungen ein entsetzlicher Schrecken bemächtigt, und mancher tapfere Ritter ward zu Boden gestreckt, um sich nie mehr wieder aufzurichten. Ueberall erklangen die Worte: „Monseigneur!“ „Heiliger Georg!“ „Guyenne!“ mitten durch das Krachen zerplitterter

Langen, durch das Geräusch der schnaubenden Pferde und das Geräusch des Stahls. Endlich ward das Schicksal des Tages entschieden. Der Herzog von Orleans, Bruder des Königs Johann, war mit einem kraftvollen französischen Corps von 16,000 Mann etwas weiter unten auf der rechten Seite des Hügel aufgestellt. Dieses Corps ward plötzlich durch den Anblick der Flüchtigen, die von den hinteren Reihen der Abtheilung des Dauphins auferissen, von einem panischen Schrecken ergriffen, und 16,000 Soldaten, die während des ganzen Tages noch kein Schwert gegen den Feind gezogen hatten, ergriffen nun zugleich mit ihrem Befehlshaber die Flucht.

Die Deutsche Reiterei wurde nun von allen Seiten durch die Englische gedrängt; der Graf von Nassau-Saarbrück wurde gefangen genommen, und der Rest ward den Hügel hinab in großer Unordnung zurückgetrieben. Durch die Niederlage der Deutschen gewann Sir Eustach von Ambreconnet seine Freiheit wieder; er schwang sich schnell zu Pferde und schloß sich an seine Landsleute an, die eben im Begriffe standen, die Abtheilung des Dauphins anzugreifen.

Dieser Theil der Französischen Armee war bereits durch den Hauptmann von Buch in die Enge getrieben worden; als nun die Ausfühler desselben die gänzliche Niederlage der Marschälle und der Deutschen bemerkten und die siegreiche Macht immer mehr vordringen sahen, da ward ihr Muth wegen der Verantwortlichkeit, die ihnen in Bezug auf die drei Prinzen oblag, plötzlich erschüttert. Obwohl frei von aller persönlichen Furcht, waren doch die Grafen von Landas, Baudenay und St. Venant wegen der Kinder des Königs in Unruhe versetzt, und da sie die Schlacht für unwiederbringlich verloren hielten, so eilten sie mit den Prinzen, in Begleitung von achthundert Reitern, vom Schlachtfelde fort, entschlossen, für ihre Person, sobald sie die königliche Familie in Sicherheit gebracht, zurückzutreten und an der Seite des Königs zu sterben. Aber die Flucht der Prinzen löste vollends die ganze von ihnen befehligte Macht auf; nur eine Anzahl edler Herren blieb noch auf dem Felde unzerstört und focht in einzelnen Haufen nebst den unter ihren Bannern gesammelten Anhängern mit dem Feinde.

Die Berühmtesten und Erfahrensten unter ihnen zogen sich zu dem König Johann in Person befehligten Reserve zurück, der nunmehr mit einer der Zahl nach immer noch doppelt so starken Kriegsmacht anrückte, als die, mit der die Engländer die Schlacht begonnen hatten. Indes scheint es doch Wenigen gelungen zu seyn, ihre vollkommene Vereinigung mit dem Könige zu bewirken, obwohl sie alle fast in derselben Schlachtlinie mit seiner Heeres-Abtheilung aufgestellt waren. Als sonach der Monarch seine Truppen in Bewegung setzte, behauptete der Comtable sich noch immer auf dem linken Flügel, während etwas höher hinauf der Herzog von Bourbon mit einem starken Haufen von Rittersn und Waffenteuten eine bedeutende Fronte gegen die vorrückenden Engländer bildete.

Johann selbst hatte übrigens zwar mit Unwillen wahrgenommen, daß seine Truppen geschlagen und seine Heeresführer flüchtig geworden; trotzdem aber ließ er sich dadurch nicht außer Fassung bringen; er zählte vielmehr auf die Uebermacht, die ihm noch jetzt zu Gebote stand, so wie auf die Zahl der tapferen Ritter, die um ihn waren, und endlich auf seine eigene unerschütterliche Tapferkeit.

„Erzt ab! Erzt ab!“ rief er, als er das Englische Heer auf das Französische losstürzen sah, und indem er selber vom Pferde sprang, ließ er alle seine Leute abhien und mit eingelegten Lanzen auf die Englischen Krieger eindringen. Mit der Streitaxt in der Hand schritt er unter dem Banner der Dreiflamme vor, feuerte seine Krieger an und sammelte sie da, wo sie bereits zu schwanken begannen.

Aber von der anderen Seite rückte die Johne Eduard's immer weiter vor; die schwarze Waffentrüstung des jungen Befehlshabers*) ward an der Spitze der ins Gefecht von neuem vordringenden Ritter von England gesehen. Die Pfeile der Bogenschützen schlummerten keinesweges in ihren Köchern, und bevor die Linien sich schlossen, wurden die Reihen der Franzosen noch einmal durch die Flucht gelichtet. Nun kam es erst recht eigentlich zum Handgemenge, wo Mann gegen Mann und Ritter gegen Ritter focht, und wo Jeder Gelegenheit hatte, seine eigene persönliche Tapferkeit an den Tag zu legen. Der König von Frankreich selbst focht zu Fuß und verrichtete Thaten des Muthes, die ihm zwanzig Schlachten hätten gewinnen können, wenn Muth allein dazu hinreichend wäre. Aber der Schwarze Prinz stürmte immer weiter auf die dichtesten Reihen des Feindes los, und so mild und gutmüthig er sich auch im Frieden zeigte, rückte er doch hier, um uns der Worte Froissart's zu bedienen, wie ein junger Löwe, grausam und wild in der Mitte des allgemeinen schrecklichen Blutbades. Während die Herzöge von Bourbon und Arden, die Herren von Landas, Argenton, Ebaudenev, Joinville, Johann von Samtéc und andere unzählige von Seiten der Franzosen blieben, rückten die Grafen von Warwick und Suffol, der Hauptmann von Buch, die Herren von Nucibau, Pomiers, Langayron, De Tarse und Sculditch de l'Étrade, nebst Audley, Ebandos, Burgersb und viele Andere von Seiten Englands immer siegreich vor. Die Franzosen wurden Schritt für Schritt zurückgetrieben; ihre Streitkräfte hatten sich in einzelne von einander geschiedene Haufen aufgelöst. Ein Ritter nach dem anderen fiel in der Nähe des Königs; Johann selbst gelang es trotz seiner fast ungläublichen Tapferkeit nicht mehr, die Ordnung zu erhalten und sich auf seinem Standpunkt zu behaupten; aber selbst bis zu den Thoren von Poitiers zurückgetrieben, die sich bereits vor ihm geschlossen hatten, widersand er noch lange, nachdem bereits alle Aussicht auf Sieg verschwunden war. Schon war de Ribeaumont an seiner Seite gefallen, aber Geoffroy de Ebarnev, einer der Berühmtesten im ganzen Heere, der die Dreiflamme trug, hatte seinen Souverain nicht

*) Diese Rüstung, die er gewöhnlich trug, war es, die dem Prinzen von Wales den Beinamen, der Schwarze Prinz, verschaffte hatte.

verlassen, und so lange die heilige Fahne über seinem Haupt wehte, wollte König Johann nicht glauben, daß der Tag für ihn verloren sey. Endlich aber bahnten sich die Englischen Ritter mit Gewalt einen Weg nach dieser Stelle; Geoffroy de Ebarnev erlag, die Dreiflamme schwankte und sank. Mit ihr sank auch die Hoffnung Johann's. Aber noch jetzt, auf allen Seiten von Feinden umgeben, die vor Begier, ihn zum Gefangenen zu machen, brannten, lichtete er mit seiner Streitaxt den Kreis rings um sich und seinen kleinen Sohn, und obgleich Alle ihn lebendig einzufangen bemüht waren, wäre er doch beinahe ein Opfer seines hartnäckigen Widerstandes geworden, bis zuletzt ein gigantischer Ritter von Artois, der aus Frankreich verbannt und in Englische Dienste getreten war, auf den königlichen Helden losstürzte und ihm auf Französisch zurief: „Ergebt Euch, Sire, ergebt Euch!“ — „Wem soll ich mich ergeben?“ erwiderte der König in derselben Sprache. „Wo ist mein Vetter von Wales? Wenn ich ihn sähe, so wollte ich ihn sprechen.“ — „Er ist nicht hier“, versetzte Mortbec; „aber ergebt Euch mir, und ich will Euch zu ihm in Sicherheit geleiten.“ — „Und wer seyd Ihr?“ fragte hierauf Johann. — „Ich bin Denys von Mortbec“, antwortete Jener, „ein armer Ritter von Artois, aber jetzt als ein Verbannter meines Vaterlandes in Englischen Diensten.“ — „Nun“, sprach der König; „ich ergebe mich Euch“; und sofort warf er ihm als Zeichen der Uebergabe seinen Handschuh zu.

Unter dessen begannen die Banner und Fahnen, die bisher das ganze Feld bedeckte, allmählig zu verschwinden; man sah bald nichts als Todte und Sterbende, Haufen von Flüchtlingen und Gruppen von Gefangenen. Auf den Rath Ebandos' ließ nun Ebaard Halt machen und pflanzte das Siegespanier auf eine von zerstörten Gebäuden und Steinen bekränzte Anhöhe auf, die seinen dem Feinde noch immer nachsetzenden Truppen zum Sammelplatz dienen sollte. Er selber stieg, von dem Tageskampfe ermüdet, vom Pferde und nahm seinen Helm ab; hierauf ward ein kleines Zelt aufgeschlagen und Wein aus dem größeren Lager geholt, den der Schwarze Prinz mit einer kleinen Schaar von Rittersn leerte, während die Trompeten zum Rückmarsche bliesen.

Unter den Ersten, die der Trompetenschall zurückrief, befanden sich die beiden Marschälle des Englischen Heeres, die Grafen von Warwick und Suffol; der Prinz fragte sie sogleich nach dem König von Frankreich, um dessen Leben er aufrichtig besorgt war. Da man ihm erwiderte, daß der König entweder gefangen oder auf dem Felde geblieben seyn müsse, schickte er sofort den Grafen von Warwick und Reginald Lord Cobham ab, um ihn, wenn er noch am Leben wäre, aufzusuchen und in Schutz zu nehmen. Diese brachen sogleich auf und bemerkten bald eine dichte Masse von Englischen Krieger, die unter sich in Zwist gerathen schienen; als sie näher kamen, fanden sie, daß der Gegenstand des Streites der unglückliche König von Frankreich sey, der den Händen Mortbec's entrissen worden war und den nun ein Jeder als seinen eigenen Gefangenen angesehen wissen wollte. Aber der Marschall bahnte sich sofort den Weg durch das Gedränge, und vermittelst der ihm zustehenden Gewalt gelang es ihm, den König, dessen Leben, bei dem wilden Getümmel um seine Person, sichtbar in Gefahr schwebte, zu retten. Der Graf von Warwick und Lord Cobham stiegen von ihren Pferden und begrüßten ehrfurchtvoll den gefangenen Monarchen. Sie trieben die Menge zurück und führten den König sogleich zu dem Prinzen von Wales, der seinen gefangenen Gevater mit rührender Aufmerksamkeit und Achtung empfing. Er beugte sogar das Knie vor dem Könige und reichte ihm mit eigener Hand den Becher zum Trinken dar. In dem klänen Feltberren und Sieger von Poitiers schlug ein Herz, das die Majestät seines gefallenen Feindes fühlte und ehrte.“

Mannigfaltiges.

— Englischer Bijou-Almanach. Auch in diesem Jahre ist diese Nachahmung des bekannten Deutschen Lilliput-Taschenbüchleins wieder erschienen. Es ist der Königin von England, deren Bildniß es bringt, gewidmet und enthält außerdem noch die Bildnisse Coleridge's, Cooper's, Goethe's, von Raumer's, Milnes, Somerville's und Madame Malibran's. Die Herausgeberin, Miss Landon, hat wiederum die Bildnisse mit kleinen erklärenden Gedichten begleitet, von denen das zu Friedrich v. Raumer's Portrait folgendermaßen lautet:

He has recalled the past as still
The present should the past recall;
With careful patience seeking truths,
And asking lessons from them all.
'Tis the historian's part to weigh
The glories of a former hour;
His are the trophies that outlast
The storied arch, the lofty tower.
We mark the progress of the mind —
How changed to what it was of yore!
And every point of knowledge gained
Seems an encouragement for more!

Wie versuchen davon folgende Uebersetzung:

Er rief uns die Vergangenheit zurück,
Wie stets die Gegenwart es sollte;
Die Lehren der Geschichte gab er treu,
Und Wahrheit ist es, was er wollte.
Wohl kommt es auch dem strengen Forscher zu,
Dem Ruhm die Waage hinzuhalten;
Das stolze Denkmal, das die Macht sich baut,
Sein ist's, er darf darüber schalten.
Wie schön ist's doch, den edeln Menschengest
In seinem Fortschritt zu erkennen!
Groß ist die Wissenschaft, doch dürfen wir
Noch größer ihre Zukunft nennen.